Neue Schweizer Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 51

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

nachtslied singen und mit gar hohem Ernst begannen wir: „Stille Nacht, heilige Nacht" und unsere Augen und Herzlein werden wohl auch mitgesungen haben. Nun kam die Großmutter. Verwundert schlug sie die Hände zusammen über den schneeweißen Haaren und schaute erstaunt auf unsere prächtigen Weihnachtsgeschenke. „Aber, aber wieviel! Da, mein' ich, hat's das Christkindlein mit euch wieder besonders gut gemeint!" Noch verwundeter aber machte ich die Augen auf und staunte die Großmutter an wie gebannt und zwar vom Kopf bis zu den Füßen.

„Was schaust mich so an, Meiredli?" fragte sie ruhig.

„Großmutter, Großmutter," brüllte ich heraus, „das Christkindlein kann nicht fliegen!"

„Warum denn nicht, Büblein?"

„He, weil es gar keine Flügel hat; eine Haube hatte es an wie Ihr und große, große Winterschuhe, und geschneuzt hat es sich."

„Was du nicht sagst!" machte verwundert die Großmutter. „Jetzt am End ist es dir gar nicht mehr lieb, weil es keine goldenen Flügel hat."

„O doch, Großmutter, Ihr seid mir ja auch lieb und habt doch auch keine Flügel."

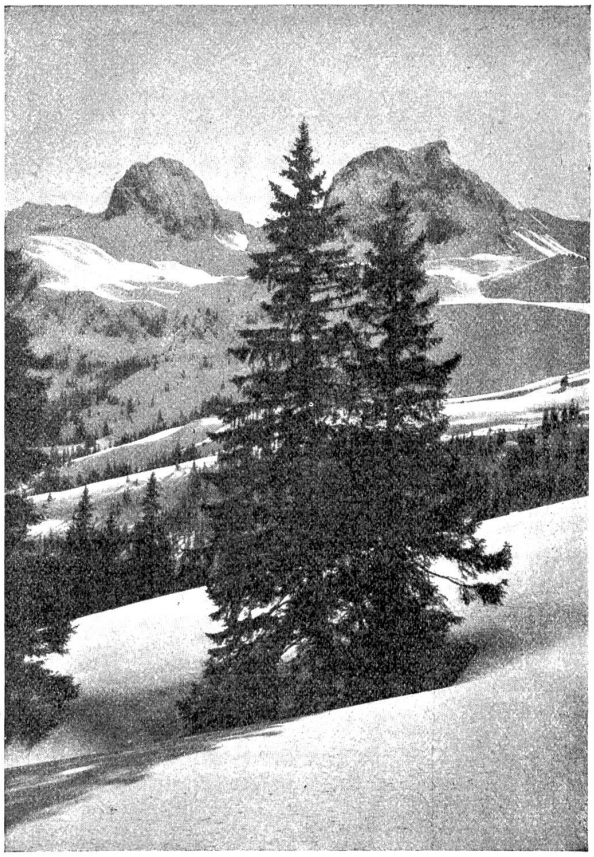
„So komm, gib mir jetzt ein Küßchen, Meiredli!" sagte die Großmutter. Und als ich ihr das Küßchen auf die welke, runzelige Wange gab, da war mir schier, als küßte ich das Christkindlein.

In selber Nacht nach der zwölften Stunde haben der Kueradeli und ich gut geschlafen, obschon zwei gewaltige Birnenwecken und eine Anzahl harter Nüsse das Lager mit uns teilten. Am folgenden Morgen guckte ich unwillkürlich in der Kirche an die Wände und die hochgewölbte Decke hinauf. Es hatte mir geträumt, die Engelein, welche dort herumfliegen, hätten alle auch Spitzenhäubchen auf den runden Köpfchen und Endenschlarpen an den Barfüßchen. Es war aber nichts.

Neue Schweizer Bücher.

II. „Im Schatten des Gantrisch." Tier- und Menschengeschichten von Ludwig Meyer. Illustriert von E. Cardinaux. Bern, Verlag A. Francke.

Selten ist es einem Dichter so restlos gelungen, den Heimatgeist eines engbegrenzten Stücklein Landes geistvoll und scharf und poetisch zugleich wiederzugeben, wie dem Verfasser des vorliegenden Büchleins. Dieses enthält 3 Skizzen, von denen nur die zwei ersten unter den Rahmentitel passen, und eine längere Erzählung. Die Skizzen sind Erinnerungsbildchen, den Lesern als Kostprobe vorgesetzt. Sie bereiten uns auf das Hauptstück verheißungsvoll vor. Vorahnend genießen wir in Sätzen wie der, worin von Vater Binggeli in „Binggelis Hühner" gesagt wird, daß er „mit Kummer Kind und Kegel" die Gipfelhütte des Kaltenbergleins bewohnt habe, den kraftvoll humoristischen Stil des Verfassers. Dieser Stil deutet auf ein eigenstarkes dichterisches Talent hin; die von einem ausgesprochenen, man möchte sagen akademischem Selbstbewußtsein getragene Selbstironie in der zweiten und dritten Skizze verstärkt diesen Eindruck. Mit aufrichtiger Bewunderung folgen wir dem Dichter da, wo er in seinem Stil die minutiöseste Beobachtung zu einer fabelhaften Bildkräftigkeit auswertet. Jeder Satz ist geschaut und mit Sachlichkeit gefüllt. — Den Gipfel in dieser Hinsicht erklimmt die letzte Geschichte: „Das Fronfastenschaf". Sie ist die umfänglichste und hat sich in Anlage und Ausgestaltung fast zu einem Roman ausgewachsen. Der Roman eines Mutterschafes! Etwas Nochniedagewesenes! Gewiß, aber durchaus ernst zu nehmen. Wir wissen nicht, was uns mehr fesselt, ob die abenteuerlichen, aber durchaus lebenswahren Schicksale dieses vermeintlichen Gespensterschafes oder die Kunst des Dichters, mit dem ganzen Rüstzeug seines reichen volkskundlichen Wissens und seiner Lokalkenntnis uns



Winterlandschaft aus dem Gantrischgebiet.

die Felsenöde des Gantrischgebietes und die wälder- und dörferreiche Gegend über und unter dem Gurnigel in ihrer Totalität vorzuzaubern.

Meyers dichterische Leistung kommt uns fast wie ein auf ein künstlerisches Programm basierender Versuch vor, dessen Leitsatz lauten könnte: Der Dichter soll mit dem Minimum von Wortmitteln ein Maximum von poetischer Realität erzielen. Der Vergleich mit dem Illustrator des Buches, mit E. Cardinaux, ist für Meyers Dichtkunst aufschlußreich. Cardinaux' Zeichnungen erscheinen auf den ersten Blick in ihrer Linienkargheit phantasiearm und unzulänglich; je länger man sie aber betrachtet, um so lebendiger werden sie, bis zuletzt alles an ihnen harmonische Wirklichkeit ist. Ganz gleich ergeht es uns mit Meyers Darstellung. Man lese daraufhin die ersten 10 Seiten seiner „Fronfastenschaf"-Erzählung und vergleiche die Zeichnungen auf S. 79, 85 und 87. Der Dichter scheint den scharfen Stift des Zeichners zu führen und der Zeichner mit der phantasievollen Feder des Erzählers zu zeichnen. So durch das ganze Buch hindurch. Wer Cardinaux' Kunst näher kennt, weiß, daß die Gleichsetzung mit ihr für Meyers Dichtertum ein großes Lob bedeutet.

Der Intellektualismus, der für diese Kunst bezeichnend ist, schließt aber für den Dichter eine Gefahr in sich. Sie tritt in Meyers Buch schon recht augenfällig in Erscheinung. Es fehlt seinen Geschichten die epische Breite, die nun einmal ein notwendiges Ingrediens der guten Erzählung ist. Auch fehlt ihnen, die sonst so kräftig und schmackhaft zubereitet sind, die beste Würze: der Affekt, die Liebe. Nie zeigen sie das Fühlen, immer nur den Intellekt des Dichters, der Naturwissenschafter guckt aus jeder Zeile heraus; seine Menschen haben kalte Herzen; darum kommt auch nirgends die Seele des Lesers voll zum Mitschwingen. — Möglich, daß uns Ludwig Meyer nur eine Probe seines dichterischen Könnens geben wollte; möglich, daß er sich in seinem ersten

Buche erst subjektive Hemmungen vom Herzen schreiben mußte. Hoffen wir, daß er, nun ihm technisch die Wege

Illustrationsprobe aus L. Meyer, „Im Schatten des Ganterisch." Illustriert von E. Cardinaux. Verlag A. Francke, Bern.

offen stehen, sich auf das Endziel aller Kunst besinnen und in seinem nächsten Buche uns eine im Feuer einer menschenliebenden Künstlerseele geläuterte Wirklichkeit zeigen wird.

III. Geschichten von der Sommerhalde von Josef Reinhart. Bern, Verlag von A. Francke.

Es gilt hier keinen Neuling einzuführen. Josef Reinhart ist heute schier jedem Schweizerkind bekannt; seine Lieder werden in Schule und Haus gesungen und seine Geschichten im Familienkreis gelesen; Reinhart gehört unstreitig heute zu den populärsten Schweizer Autoren. Sein neues Buch ist unseres Wissens das zweite in der Schriftsprache geschriebene. „Heimatland", das erste, bewies, daß ihm auch in den Reihen der hochdeutschen Erzähler ein erster Platz gebührt. Es stand darin eine überaus stimmungsvolle kleine Skizze: „Die Mutter". Sie hat in seinem neuesten Buche ein künstlerisch gleich bedeutungsvolles Pendant erhalten, die Erzählung „Der Vater". Dort ward der Begriff „Mutter" in einem typischen Einzelfall verbildlicht, hier ist ein Vater geschildert, der wiederum in seiner Art typisch das Vatertum im Gegensatz zur Mütterlichkeit verkörpert. Wie Schiller im „Lied von der Glocke", so läßt Reinhart seinen Vater ein Kämpfer mit dem feindlichen Leben sein. In diesem Kampf wird er hart und sein Sinnen ist nur auf die Arbeit gerichtet. Sie ist seine Stärke, aber auch seine Schwäche; denn sein Selbstgefühl und seine Lebensenergie hängen stark ab von der physischen Kraft, die ihm das Kämpfen in den vordersten Reihen ermöglichte. In dem Augenblicke, wo ihn das Alter überfällt, wird er mutlos und lebenssatt. Es ist eine stille, aber herbe Tragik in diesem Altwerden. In der „Mutter" hat Reinhart ein ähnliches Motiv in den Mittelpunkt gestellt: die Mutterliebe wird verdrängt durch die Gattenliebe; sie erträgt den Schmerz in Resignation. Die gleiche feine Resignationsstimmung liegt auf der Erzählung „Vater"; nur daß hier die Tragik verstärkt wirkt und der Vater stirbt. Reinhart ist ein Meister im Herausholen solcher Stimmungswirkungen. In variierter Form finden wir sie wieder im „Knecht", im „Hudilumper", in der feinen Skizze „Der Heimat zu". Das letztgenannte Stück ist ein Kabinettstück verfeinerter Stimmungsnovellistik, bei der das dichterische Ich wie ein silberleuchtender Hintergrund in einem abenddunklen Bildchen wirkt. Die Ich-Technik ist hier am sichersten und erfolgreichsten gehandhabt. Die andern Ich-Erzählungen entbehren einer gewissen Schlichtheit und Folgerichtigkeit, die dieser Technik erst die gewünschte Kraft gibt.

Was uns Reinharts Bücher aber immer und immer wieder lieb und teuer macht, das ist ihre Lebens- und Menschenbejahung. Sie sind voller Glaube an das Gute in der Welt. Kaum ein negativer Zug ist mit pessimistischer Konsequenz in den Vordergrund gerückt. Umsomehr ist das Positive betont. Besonders schön und warm in der Erzählung „Der Birnbaum", in der der „merkwürdige Wendepunkt", der rührend schöne Zug von der Marabeth, die ihrer geizigen Schwägerin Kind nährt, als besonders köstlich empfunden wird. Aehnlich in der Erfindung ist das letzte Stück des Buches, die Geschichte von dem lebens- und liederfrohen Kindermädchen, dem „Anneli vom Land", an dessen Art die etwas schiefgewickelten Stadtleute wohl gesunden könnten, wenn sie dazu die Kraft hätten.

IV. Schweizer Franzosenzeit. Fünf Erzählungen aus trüben Tagen von Ulrich Amstutz. Verlag von Orell Füßli, Zürich.

Der Berner Ulrich Amstutz steht nicht einzig da, wenn er sich als Dichter aus der Gegenwart mit ihren chaotischen Gefühlen in die Vergangenheit flüchtet. Es sind gar nicht immer schwächliche Naturen, die dies tun. Im Gegenteil; es wogt in ihnen eine Auflehnung gegen das Geschehen unserer Tage, das irgendwie zum Ausdruck kommen möchte. Aber just die Erkenntnis von der Größe der Zeit läßt sie verstummen, wo ein kleiner Geist vielleicht laut und lärmend mitredet; Erkenntnis seiner Schwäche ist auch Kraft. So erklären wir es uns, daß ein so talentierter Dichter wie Amstutz in die Romantik des Uebergangs vor 100 Jahren zurücksteigt, um sich poetisch auszuleben. Fünf historische Erzählungen auf einen Schlag — sie deuten auf eine grüblerische und suchende Dichterindividualität hin. Wir glauben, nicht falsch zu denken, wenn wir dahinter ein Problem vermuten, das zu lösen sich ein starker Ehrgeiz und ein stiernackiger Wille aufs äußerste angestrengt haben. Es galt die poetische Bezwingung einer Zeitepoche, die gleich der unsrigen mit Kriegslärm und Tragik gefüllt war, aber doch einfachere Verhältnisse aufweist.

Der Versuch ist nur zum Teil gelungen. Der Verfassers Gegenwartsfühlen war stärker als sein historisches Interesse; das Zeitkolorit hüllt die Epik seiner Erzählungen nur schleierhaft ein. Die Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit der historischen Vollkunst gegenüber läßt ihn zu einer wenig überzeugenden Romantik greifen, wie wir sie etwa aus Jakob Freys „Waise von Holligen" und aus Arthur Bitters „Geheimnisvollem Pavillon" kennen. So in dem ersten Buchstück „Das Grab im Walde". In „Peter Holz" ist diese Romantik unvorteilhaft verstärkt durch die Schwarz-Weiß-Technik in der Behandlung der Charaktere; die Volkstümlichkeit scheint hier auf Kosten des Franzosenvolkes erstrebt zu sein; die Tage, da man solches in naiver Absichtslosigkeit und ungestraft tun konnte, sind vorbei. — Von hier an bessert sich die künstlerische Qualität des Buches zusehends. Die dritte Geschichte, „Die Sonne von Grauholz" (der Untertitel „Ein Chronikblatt" ist überflüssig), setzt mit einem kräftigen humoristischen Stil ein. Sie erzählt in sehr guter Dialogführung und mit trefflicher Charakteristik, wie der Gerbergeselle Johannes Mumpfeler und Marceli, die „Hopfenkranz"-Kochin, ein Paar wurden und wie sie aus den bewegten Tagen von Fraubrunnen und Grauholz einen herzigen Buben, einen Findling, und damit ihr Lebensglück herausretten. Die Zeitvorgänge sind hier noch mehr zum nebensächlichen Hintergrund geworden zugunsten der innern Wahrheit. Ebenso in der letzten und besten Erzählung des Buches, „Die vergessene Verhaftung". Sie ist psychologisch fein ausgeführt; eine Perle der Erfindung ist der Zug, da ein schönes und mutiges Mädchen in kluger Geistesgegenwart den französischen Offizier zum Schachspiel verleitet, über dem er die Verhaftung das alten Arztes, Betlis Onkel, vergißt. Auch technisch ist die Novelle geschickt aufgebaut; das Zeitkolorit ist wirklichkeitsstark ausgewertet; gleicherweise verhilft die Lokalgebung der Erzählung zur guten Wirkung. Nur stößt sich hier der Berner an dem Satz, in dem von der Kanzel in Kiesen die Rede ist (S. 153), wie wenn dieses Dorf eine Kirche gehabt hätte. Doch diese Kleinigkeit ändert nichts am guten Gesamteindruck. H. B.